

Separatum aus:

B|||E
SONDERHEFT

BREVITAS 1



Friedrich Michael Dimpel / Silvan Wagner (Hrsg.)

Prägnantes Erzählen

Publiziert im Dezember 2019.

Die ›Beiträge zur mediävistischen Erzählforschung‹ (BmE) werden herausgegeben von PD Dr. Anja Becker (München) und Prof. Dr. Albrecht Hausmann (Oldenburg). Sie erscheinen online im BIS-Verlag der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg unter der Creative Commons Lizenz [CC BY-NC-ND 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/).

Die BmE Sonderhefte ›Brevitas‹ sind das Publikationsorgan der ›Gesellschaft zur Erforschung vormoderner Kleinepik – Brevitas‹. Sie werden herausgegeben vom Vorstand (PD Dr. Silvan Wagner, Patrizia Barton, Prof. Dr. Friedrich Michael Dimpel, Dr. Mareike von Müller, Dr. Nina Nowakowski, Lydia Merten) unter Mitwirkung des [wissenschaftlichen Beirates](#). Die inhaltliche und redaktionelle Verantwortung für das einzelne Sonderheft liegt bei den jeweiligen Heftherausgebern.

<http://brevitas.org/> – <http://www.erzaehlforschung.de>
ISSN 2568-9967

Zitiervorschlag für diesen Beitrag:

Dimpel, Friedrich Michael/Hammer, Martin Sebastian: Prägnanz und Polyvalenz – Rezeptionsangebote im ›Klugen Knecht‹ und im ›Schneekind‹, in: Dimpel, Friedrich Michael/ Wagner, Silvan (Hrsg.): Prägnantes Erzählen, Oldenburg 2019 (Brevitas 1 – BmE Sonderheft), S. 319–340 (online).

Friedrich Michael Dimpel / Martin Sebastian Hammer

Prägnanz und Polyvalenz – Rezeptionsangebote im ›Klugen Knecht‹ und im ›Schneekind‹

Abstract. Anhand von Strickers ›Klugem Knecht‹ sowie dem ›Schneekind‹ B wird gezeigt, wie polyvalente Sinnpotentiale durch eine prägnante Erzählweise realisiert werden können. Beim Stricker stehen die Polyseme *kündikeit* und *uooge* einer zunächst eindeutigen Rezeptionslenkung zugunsten des Knechts gegenüber, die sich etwa in der Häufung des Reims *kneht : reht* widerspiegelt. Eine polyvalente Struktur entsteht hier erst auf der Metaebene. Beim ›Schneekind‹ werden indes bereits innerhalb der *narratio* ambivalente Verfahren zur Rezeptionssteuerung eingesetzt, während das Epimythion umgekehrt das Geschehen vereindeutigt. Zusammengenommen eröffnen beide Texte einen Blick auf das Verhältnis von Prägnanz und Polyvalenz im Märenerzählen.

In einigen Beiträgen in diesem Band wird der Begriff »Prägnanz« in der Bedeutung von »etwas vereindeutigen, etwas auf den Punkt bringen« verwendet. Hier soll nun akzentuiert werden, dass prägnante Kürze auch bei mehrdeutigen, ambivalenten Texten ein geeignetes Darstellungsmittel sein kann:¹ Auch Aporien, Dilemmata, Mehrdeutigkeiten und offene Wertungsangebote können in pointierten Formulierungen und in kurzen Erzählungen realisiert werden.²

Diese These lässt sich anhand von Sprichwörtern – einer Textsorte, der man gemeinhin Prägnanz zuschreibt (vgl. etwa Mieder 2002, S. 212, Wachinger 1994, S. 3, S. 7.) – zumindest illustrieren. In der Sammlung

»Adagiorum Chiliades« bietet Erasmus von Rotterdam zu vielen Sprichwörtern Erläuterungen. Zu einfachen Sprichwörtern wie »Dem geschenkt Gaul schaut man nicht ins Maul«, die auch ohne Kontextwissen verständlich sind, ist die Erläuterung oft kurz (vgl. Erasmus von Rotterdam 1972, IV 5,24, S. 610f., hier mit einer Seite Erläuterung). Doch gerade ein Werk, das Sprichwörter nicht nur sammeln, sondern auch erläutern will, kann sich dann legitimiert sehen, wenn es einen Erläuterungsbedarf konstatieren kann; Erasmus verortet denn auch eine Obscuritas im Sprichwort, die in »Übertreibung, Ambiguität oder dialektalen Ausdrücken« gründet.³ Ganze 25 Seiten Erläuterung widmet Erasmus dem Sprichwort »Eile mit Weile« (Erasmus von Rotterdam, 1972, Nr. II 1,1, S. 464–513, Zitat S. 465–467):

Das Sprichwort hat [...] etwas von einem Rätsel an sich, denn es besteht aus zwei gegensätzlichen Begriffen. Es gehört also zu der am Anfang dieses Werkes beschriebenen Kategorie von Sprichwörtern, deren Formulierung einen Widerspruch enthält, wofür etwa ›Glück im Unglück‹ ein Beispiel ist. [...].

Kennzeichnend ist die Antithese:

[...] Wenn man dazu noch bedenkt, welch reicher, tiefer, nützlicher und für alle Lebenslagen gültiger Sinn in dieser prägnant kurzen Formulierung eingefangen ist, so wird man sich wohl der Meinung anschließen müssen, daß es in der unendlichen Zahl von Sprichwörtern keines gibt, das es wie dieses verdiente, daß man es in alle Säulen meißelt [...].

Berühmt ist das Paradoxon des Epimenides: »Epimenides der Kreter sagte: Alle Kreter sind Lügner.« (Vgl. hierzu Zimmer 1987, S. 77–99.) Sowohl dieses Paradoxon als auch »Eile mit Weile« gehören zu Sentenzen, bei denen das Dilemma, die Ambivalenz, die Paradoxie oder die Obscuritas in der Formulierung der Sentenz selbst liegt. Daneben gibt es einen Typus, der in eindeutig ausgedrückter Weise auf deskriptiver Ebene davon handelt, dass es Dilemmata gibt – etwa beim hessischen Sprichwort: »Man kann nicht pusten und das Mehl im Mund behalten.« Eine russische Variante dazu lautet: »Man kann nicht auf zwei Stühlen sitzen, aber auf fünf Stühlen

liegen.« (Niederberger 2013, S. 73f.) Hier scheint der Objektspenderbereich der Metapher wörtlich genommen zu sein, doch zugleich findet eine Anreicherung mit Sinn statt, sodass nicht ohne weitere Reflexion greifbar ist, welcher Gehalt auf einer übertragenen Ebene realisiert wird.

Im Unterschied zu kleinepischen Formen sind Sprichwörter zwar meist prägnant, jedoch nicht erzählend (vgl. auch Wachinger 1994, S. 12–15). In ihren Propositionen sind sie auf eine enge Selektion beschränkt, während Erzählungen weit mehr Gegenstandsbereiche einbinden; zudem existiert in Erzählungen meist eine Zeitdimension. Eine prägnante thematische Entfaltung im kleinepischen Modus erlaubt es daher umso mehr, dass einfache Propositionen verunklart oder umgedeutet werden. Häufig kann man etwa beim Märe beobachten, dass im Promythion ein Lehrsatz vorgestellt wird, der sich in Narration als unzureichend erweist, so dass die Lehre des Epi-mythions nur Teilaspekte des Märe trifft oder gar in Widerspruch zur Wertungsstruktur der Märenhandlung steht (vgl. Fischer/Janota 1983, S. 107–109, Haug 1993, S. 8, Schnell 2004, Millet 2000 sowie Reich/Schanze 2018).

Ein Beispiel dafür ist Kaufringers ›Der feige Ehemann‹. Der Text beginnt mit dem Lehrsatz, man solle von zwei Übeln das kleinere wählen. Der Ehemann lässt den Ritter, der seine Frau bedrängt, in sein Haus kommen, um ihm dort eine Lektion zu erteilen. Aber angesichts der Überlegenheit des Ritters beruft sich der Ehemann auf die Wahl des kleineren Übels, als er lieber zusieht, wie der Ritter seine Frau vergewaltigt, als dass er riskiert, vom Ritter getötet zu werden. Kaufringer erweist hier den initialen Lehrsatz als Problem. Zwar wird der Lehrsatz nicht explizit widerrufen, doch der Ehemann, der nach ihm handelt, wird am Ende vom Erzähler wüst beschimpft. Ambivalenz und die Problematik von einfachen Regeln und der Autorität von Erzählern werden hier in relativ kurzer Form im narrativen Modus vorgeführt (vgl. die ausführliche Darstellung in Dimpel 2018, S. 135–141).

In diesem Beitrag werden wir nun zunächst den Beitrag wörtlicher Polyvalenzen zur Wertungsstruktur im ›Klugen Knecht‹ diskutieren und

dabei eine auf den ersten Blick eindeutige Rezeptionslenkung herausarbeiten. Eine polyvalente Struktur wird hier nicht in der erzählten Welt realisiert, sie entsteht erst auf der Metaebene. Abschließend analysieren wir die Wertungsstruktur im ›Schneekind‹.

1. Prägnante Polyvalenz im ›Klugen Knecht‹

Homonyme Formulierungen haben den Reiz sprachlicher Prägnanz. Nicht in jedem Fall verstellen sie das Gemeinte, sondern bringen es häufig unter einem bestimmten Aspekt zur Geltung. (Wolbert 2005, S. 72)

Das Zitat des Moraltheologen Werner Wolbert soll als Rahmen für die folgenden Überlegungen zum Stricker-Märe *von einem kundigen knehte* dienen. Zunächst wird gezeigt, wie die Polyseme *kündikeit* und *vuoge* an der Wertung des Figurenhandelns des Knechts teilhaben, wobei diese insofern prägnant sind, als sie jeweils multiple Perspektiven auf ein und denselben Sachverhalt in einem Lexem bündeln. Erst in Kombination mit eindeutigeren, innerhalb der *narratio* gesetzten Signalen – wie etwa dem sinnstiftenden Reim *kneht(e) : reht(e)* – ergibt sich eine konsequent positive ›evaluative Struktur‹ (Hübner 2003, S. 64–74) in Hinblick auf die Hauptfigur. Anschließend werden die gewonnenen Ergebnisse für eine metapoetische Lesart des Textes fruchtbar gemacht, wobei auch die Frage nach der Funktion des Epimythions im Verhältnis zum Prägnanz-Aspekt zu beantworten sein wird.

In Bezug auf das Promythion des Märe (V. 1–12) hat bereits Hedda Ragotzky von Prägnanz gesprochen: Es beinhalte eine ›kurze[], überaus prägnante[] Exposition des Gefüges sozialer Beziehungen, in dem die handelnden Personen zueinander stehen.« (Ragotzky 1981, S. 85) Doch der Textbeginn ist nicht nur aufgrund seines Inhalts als prägnant zu bezeichnen; vielmehr werden mit den ersten vier Versen plus Überschrift schon all jene (teils polyvalenten) Begriffe, auf die im Folgenden ein Schwerpunkt gelegt wird, einmal aufgerufen (Hervorh. d. Verf.):

Ditz ist von einem kvndigen knehte
Ein vil schönes mere

Hœret, waz einem manne geschach,
an dem sîn êlich wip zebrach
beide ir triuwe und ir reht.
der hâte einen gevüegen kneht.

(V. 1–4; Überschrift nach H 182)⁴

Der *kvndige kneht* wird in der Überschrift des Textzeugen H 182 eindeutig als Protagonist fokussiert;⁵ in Vers 4 wird er mit dem Attribut *gevüege* in die Handlung eingeführt. Die (nur an einer Stelle im Text verbürgte) Kombination *gevüege*[] *kündikeit* (V. 336) hat Ragotzky bekanntlich im vereinseitigenden Sinne einer normgerecht eingesetzten Klugheit zum Leitinterpretament der Stricker-Mären überhaupt erhoben (vgl. Ragotzky 1981, S. 83–92). In Hinblick auf den Zusammenhang von Prägnanz und Polyvalenz im spezifischen Fall des Märe vom ›klugen Knecht‹ erscheint es indes vielversprechend, die beiden Polyseme voneinander getrennt zu beleuchten.

Zunächst zur *kündikeit*, die insofern doppeldeutig ist, als sie a priori sowohl eine positive als auch eine negative Lesart zulässt.⁶ Ragotzky (1981, S. 83) verweist auf eine vorrangig pejorative Konnotation in der zeitgenössischen Sangspruchdichtung, um daran anknüpfend zu postulieren, der Stricker verfolge mit seiner »provokativen« (ebd., S. 85) Umdeutung eine gattungskonstitutive Programmatik. Dagegen hat Elfriede Stutz (1984, S. 35) zurecht eingewandt, dass *kündikeit* für den Stricker überhaupt nur im Märe vom *kvndigen knehte* belegt sei, der »Kategorie der *kündikeit* als Konstituens eines neuen Texttyps« (Ragotzky 1981, S. 83) mithin die Textbasis über den Einzelfall hinaus fehle. Die Leitthese Ragotzkys ist aber noch in einer weiteren Hinsicht einzuschränken, denn in der zeitgenössischen höfischen Erzählliteratur wird *kündikeit* ebenso häufig in klar positivem Sinne verwendet, und dies – entgegen der Darstellung bei Stutz (1984, S. 34) – auch ohne entsprechende Attribute.⁷ Es scheint daher wahrscheinlicher,

dass der Stricker von vornherein mit der Polysemie bzw. Polyvalenz des Begriffs und nicht, wie Ragotzky (1981, S. 83) annimmt, »mit der provokativen Wirkung einer [...] Umdeutung« kalkuliert.

Ungeachtet dessen hat Walter Haug Stutz' Studie zum Anlass genommen, sogar für das Märe vom *kvndigen knehte* ein negatives Begriffsverständnis anzulegen: »Wenn der Stricker den Begriff verwende – und er tut dies, entgegen dem Eindruck, den Ragotzkys Arbeit vermittelt, nur ein einziges Mal: im Epimythion zum ›Klugen Knecht‹ –, dann sei es ›schwer denkbar‹, dass er ihn ›gegen allen herrschenden Sprachgebrauch‹ positiv verstanden wissen wollte.« (Haug 2006, S. 20; Zitat im Zitat: Stutz 1984, S. 44) Problematisch ist dabei (jenseits der bereits oben geäußerten Kritik), dass Haug die Arbeit von Stutz in unzulässig verknappender Weise zitiert. Bei Stutz heißt es: »Es ist schwer denkbar, daß er [der Stricker] gegen allen herrschenden Sprachgebrauch [...] das Wort *kündikeit* zum prinzipiell hochwertenden Terminus erhoben hätte [...].« (Stutz 1984, S. 44; Hervorh. d. Verf.) Darüber hinaus, und dies wiegt noch schwerer, wird im Folgenden zu zeigen sein, dass die von Haug (2006, S. 20) vorgeschlagene negative Lesart der *kündikeit* des Knechts – »tückisch mit guter Absicht« – schlicht quer zur positiven Wertungsstruktur des Märe in Bezug auf seinen Protagonisten steht.

Im Vergleich zur *kündikeit* oszilliert die Kategorie des *gevüege*-Seins weniger zwischen einer dezidiert positiven und negativen Interpretation als zwischen zwei per se ›wertneutralen‹ Bedeutungsvarianten: Zuletzt hat Nina Nowakowski im Zusammenhang eines aufschlussreichen Vergleichs verschiedener Übersetzungen von Strickers ›klugem Knecht‹ und Gottfrieds ›Tristan‹ darauf hingewiesen, dass *gevüege* nicht nur die »Dimension der ›Schicklichkeit‹, des normgerechten Handelns«, sondern ebenso gut die »Dimension der ›Geschicklichkeit‹, des kunstfertigen Handelns« impliziere (Nowakowski 2016, S. 241),⁸ was gleichwohl in den Stricker-Übersetzungen weitaus weniger Berücksichtigung findet als bei Gottfried (ebd., S. 247f.). Zusammengefasst ergeben sich damit mindestens⁹ vier Interpretationen

von *gevüeger kündikeit*, die sich aus positiver und negativer Lesart der *kündikeit* einerseits sowie ›Schicklichkeit‹ (im Sinne eines angemessen ›Sich-Fügens‹ in eine vorgegebene Ordnung) und ›Geschicklichkeit‹ (im Sinne eines kunstvollen ›Zusammen-Fügens‹ etwa einer Erzählung) als Übersetzungsmöglichkeiten des *gevüege*-Seins andererseits kombinieren lassen. Sie sind zu situieren zwischen den Polen normgerecht-schicklicher Klugheit und kunstfertig eingesetzter Listigkeit, wie folgende Matrix verdeutlichen soll:¹⁰

<i>gevüege kündikeit</i>	<i>gevüege</i> ≈ sich normgerecht (in eine Ordnung) fügend	<i>gevüege</i> ≈ kunstfertig zusammenfügend
<i>kündikeit</i> ≈ Klugheit, Listigkeit in gutem Sinne	»schickliche Klugheit« (V. 336, Übers. Grubmüller 1996a)	kunstfertig eingesetzte Klugheit
<i>kündikeit</i> ≈ Listigkeit in bösem Sinne	»tückisch mit guter Absicht« (Haug 2006, S. 20)	kunstfertig eingesetzte Listigkeit

Doch so deutungssoffen die *gevüege kündikeit* zunächst wirken mag: Noch im Rahmen des Promythions liefert der Text klare Indizien, die eine positive Sichtweise auf den Knecht privilegieren. Dem Knecht ist es *swære* (V. 8), dass sein Herr betrogen wird, seine Ergebenheit erschöpft sich nicht allein in einem Dienstverhältnis, sie verfügt darüber hinaus über eine identifikatorische Komponente. Der Knecht fühlt mit seinem Herrn nicht nur mit, er fühlt sogar für ihn – nicht allein die Dimension der Wahrnehmung wird also ausgelagert, sondern in der Folge auch diejenige der Emotion. Die späteren Handlungen des Knechts anstelle seines Herrn erscheinen dadurch vorweg in doppelter Hinsicht gerechtfertigt.

Im Anschluss an das Promythion wird dann ein Tableau dessen entfaltet, was sich Tag für Tag aufs Neue zuträgt: Die Bäuerin, in Vers 14 als

wîp hōvisch unde stolz charakterisiert, jagt ihren Gatten mit harschen Worten hinaus in den Wald, damit sie ihrerseits Zeit und Raum für das Minnespiel mit dem Pfaffen hat. Die eigentliche Handlung wird erst in Gang gesetzt, als das iterative Erzählen (*alsô vertriben si manigen tac. / Ie nahtes [...]*, V. 27f.), zu dem auch noch die Figurenrede der Ehefrau zum Bauern gehört (V. 34–42), jäh durch den Knecht durchbrochen wird:

>deiswâr<, gedâhte der kneht,
 >ez wære billich unde reht,
 wesse mîn meister iuwern muot,
 waz ir untriuwen uns tuot.
 deiswâr, mac ich ez gevüegen,
 ich wil iuch schiere rüegen
 sô rehte mit der wârheit,
 daz ez iu wirt ein herzeleit.<
 (V. 43–50)

Zu erwarten wäre eine *reactio* des Bauern auf die *actio* der Bäuerin (vgl. Strasser 1989, S. 60f.), doch stattdessen tritt erstmals der Knecht an die Stelle seines Herrn. Auf einige Aspekte sei dabei besonders hingewiesen:

Erstens vollzieht sich die Substitution zunächst in latenter Weise, nämlich in Form einer *G e d a n k e n* rede. Hierin liegt ein signifikanter Unterschied zwischen den Fassungen A 62/H 182 und H 209, denn im Rahmen der letztgenannten geht der Knecht unmittelbar zum Frontalangriff auf die Bäuerin über:¹¹ Das *schire rîgen / Mit der gantzen warheit* (Text nach H 209, V. 38f.) ist dort Inhalt einer unverhohlenen Drohung qua direkter Figurenrede, die spätere verbale Aggression der Bäuerin deshalb eine plausible *reactio* im Rahmen einer bereits offen ausgetragenen Konfrontation. Ganz anders liegt der Fall in der Fassung A 62/H 182. Wenn hier die Ehebrecherin den Verköstigungswunsch des Knechts mit den Worten *nu iz den grimrigen tô!* (V. 62) quittiert, dann ist dies eine handlungslogisch kaum motivierte Ungerechtigkeit,¹² die rezipientenseitig zusätzliche Sympathie für den Knecht evozieren dürfte.

Zweitens reimt unmittelbar zu Beginn der Gedankenrede, und dies zum ersten Mal seit dem Promythion (V. 3f.), *kneht* mit *reht*. Die scheinbare Anmaßung, dass von nun an der Knecht stellvertretend für seinen Herrn das Zepter der Handlung übernimmt, ist ein zweites Mal abgefedert, hat dieser doch das Recht auf seiner Seite. Die jeweils signifikante Position des Reims *kneht : reht* (bzw. *vice versa*) innerhalb der Erzählung – unmittelbar bei der Einführung der Figur, dann erst wieder just im Moment der benannten Substitution – gibt Anlass zu folgender Hypothese: Das Reimpaar ließe sich möglicherweise als ein zentrales Moment einer Rezeptionslenkung zugunsten des Knechts interpretieren.

Drittens wird das Moment der emotionalen Identifikation des Knechts mit seinem Herrn wieder aufgegriffen. Nicht nur, dass er diesen im Rahmen einer Gedankenrede als *mîn meister* adressiert (V. 45), er ist auch selbst durch das Verhalten der Bäuerin unmittelbar getroffen: *waz ir untriuwen uns tuot* (V. 46). Damit ist der *triuwe*-Aspekt aus dem Promythion (vgl. V. 3) wieder aufgenommen – und die grundsätzlich hierarchische Ordnung zwischen Herrn und Knecht bleibt nicht nur äußerlich gewahrt, sondern wird darüber hinaus als eine durch den Knecht verinnerlichte dargestellt.

Und schließlich viertens dürfte es kaum Zufall sein, dass der Knecht es gerade *gevüegen [mac]* (V. 47), das Minnespiel mit dem Pfaffen für die Bäuerin in ein Herzeleid zu verkehren. Innerhalb der eigentlichen Erzählung (exklusive Pro- und Epimythion) ist dies die einzige Belegstelle für eine Ableitung von *vuoge*, und es scheint naheliegend, den Vers als Antizipation des späteren geschickten Erzählens des Knechts zu verstehen, mit dem er im weiteren Handlungsverlauf seinen Herrn zum schrittweisen ›Begreifen‹ der Wahrheit führen wird. Die Dimension des kunstfertigen ›Zusammen-Fügens‹ gewinnt so schon hier in subtiler Weise Priorität über diejenige des ›Sich-Fügens‹ in eine vorgegebene Ordnung – und die Omnipräsenz der Lemmata *reht* (in V. 44 sowie *rehte* in V. 49) und *wârheit* (in V. 49 sowie *deiswâr* in V. 43 und V. 47) innerhalb des Gedankenzitats lässt den gefassten Plan von vornherein als buchstäblich gerechtfertigt erscheinen.

Um die bestmöglichen Voraussetzungen für sein Arrangement zu schaffen, unternimmt es der Knecht sodann, zuerst den Aufbruch mit dem Bauern durch eine gemeinsame Stärkung zu verzögern (vgl. V. 51–68), anschließend unter einem Vorwand ins Haus zurückzukehren (vgl. V. 69–78) und dort heimlich die Vorbereitungen für das Stelldichein zwischen Bäuerin und Pfaffen zu beobachten (vgl. V. 79–103). Er nimmt in Kauf, dass *der meister ungemuot* (V. 76) auf sein Verhalten reagiert, indem er durch sein Fernbleiben dessen *grimme* (V. 113 und V. 134) und *zorn* (V. 115, V. 123 und V. 144) auf sich zieht, er kann ihn aber so zurück zum Schauplatz des Rechts- und Treuebruchs seiner Gattin locken. Zumindest aus der Figurenperspektive des Bauern muss die Zuverlässigkeit des Knechts daher zur Disposition stehen, wenn er ihn fragt: *welch tivel hâte dich hiute hin, / daz du niht quæme hin wider* (V. 150f.) und, den bereits zuvor geäußerten Vorwurf seiner Gattin aufgreifend (vgl. V. 64f.), anfügt: *du leist daz werc vaste nider* (V. 152). Die folgenden vier Verspaare skizzieren daraufhin prägnant, wie der Knecht die für ihn durchaus prekäre Situation löst:

dô mahte er ein mære
 und sagete, daz er wære
 vil wundern unmüezic sît.
 dô lie der meister den strît.
 er was biderbe der kneht;
 dâ von was des meisters reht,
 daz er einen kleinen zorn
 vil schiere hâte verkorn.

(V. 153–160)

Es könnte zunächst irritieren, dass die zuvor mehrfach markierte Wut des Bauern rückwirkend in *einen kleinen zorn* gewandelt wird. Doch auch hier ist latent eine Antizipation des Folgenden mit am Werk: Dass der Knecht zur Lösung *ein mære* [*mahte*], verweist bereits auf seine spätere, im Text auserzählte Binnenerzählung – und der nunmehr zum dritten Mal genutzte Reim *kneht* : *reht* dient hier nicht nur der impliziten Rechtfertigung seines auf den ersten Blick unzuverlässigen Verhaltens, sondern insbesondere zur

positiven Wertung des in Minimalform wiedergegebenen *mære* über seinen zwischenzeitlichen Fleiß. Dass der Knecht die »[d]ie wütenden Vorhaltungen über sein Ausbleiben [...] mit einer erlogenen Geschichte [entkräfte]« (Achnitz 2000, S. 193) erscheint dabei als unzulässig vereindeutigende Lesart der Passage, denn er war ja durchaus damit beschäftigt, die Begebenheiten im Hause aufmerksam *in sine pflege* (V. 130) zu nehmen. Der Knecht rechnet also zwar bewusst damit, dass der Bauer sein *mære* / [...] *daz er wære / vil wundern unmüezic sît* (V. 153–155) erst später wird verstehen können – ein Lügenvorwurf gegenüber dem *biderben* Knecht ist aus dieser einkalkulierten Deutungsoffenheit jedoch nicht abzuleiten.¹³

Der zweiten, ungleich umfangreicheren Binnenerzählung des Knechts geht die variierte Wiederholung zuvor erzählter Elemente voraus: Die Herrin argumentiert analog zur allmorgendlichen Szenerie für einen schnellen Aufbruch des Gespanns (V. 161–171, vgl. V. 28–42) – hinzu tritt verstärkend, dass sie nun auch selbst mit anpackt, um den Wagen zu entladen (V. 172) –, der Knecht bittet abermals um Verköstigung, die ihm wie schon zuvor gewährt wird (V. 175–193, vgl. V. 51–68), und dies hat wie zuvor den Widerwillen der Bäuerin zur Folge (vgl. V. 194–206). Die Erzählung bewegt sich damit beinahe fünfzig Verse lang in Bahnen, die dem Rezipienten bereits vertraut sind. Umso aufschlussreicher dürfte daher die folgende Figurenrede des Bauern sein:

der wirt sprach zuo dem knehte:
 >dîn vrouwe diu tuot rehte
 hiute allen den tac, sam si dich
 noch harter vürhte denne mich.
 ich weiz wol, hæte ich mir nu
 ze ezzen gevodert alsam du
 si wære mir niemer sô gereht.<
 >entriuwen, meister<, sprach der kneht,
 [...]
 (V. 207–214, Hervorh. d. Verf.)

Bei aller gebotenen Vorsicht in Bezug »auf einen Reim [...], der sich nahezu zwangsläufig einstellt« (Scholz 2000, S. 136), scheint es an dieser Stelle gerechtfertigt, dem Paar *kneht(e) : reht(e)* Signalfunktion zuzuschreiben,¹⁴ präludieren die zitierten acht Verse doch gerade die in doppelter Hinsicht prekäre Entlarvung der Ehebrecher,¹⁵ die der Knecht im Folgenden erzählerisch und zugleich performativ vollführt:¹⁶ Er lässt seinen Herrn Schritt für Schritt – im wörtlichen, haptischen Sinne – »begreifen«, was sich tagtäglich in seinem Hause abspielt, »indem er eine Geschichte aus seinem Leben (er-)findet, die so g e o r d n e t ist, daß sie dem Bauern zum Medium der Erfahrung zu werden vermag.« (Egerding 1998, S. 136, Hervorh. d. Verf.) Wann immer der erzählende Knecht dabei direkt auf die für das Festmahl der Minnegemeinschaft vorbereiteten Requisiten Bezug nimmt, wird er von seinem Herrn mit zunehmender Intensität¹⁷ gelobt, bevor bzw. nachdem dieser die Gegenstände ergreift (vgl. V. 230–233 und V. 244–246 bzw. V. 260–265 und V. 280–286). Der letzte Akt in diesem Schauspiel, das Erfassen des Pfaffen – und damit der Moment seines unmittelbaren »*wârheit sehen*« (Scheuer 2009, S. 747)¹⁸ –, gibt dem Bauern die zwischenzeitlich verlorene Handlungsfähigkeit wieder zurück: Mit der Bestrafung des Lüstlings und der Ehefrau ist das Ende seiner Substitution durch den Knecht markiert (vgl. V. 287–299). In den Worten Michael Waltenbergers (2005, S. 308) bleibt dabei festzuhalten: »Voraussetzung dafür ist allerdings das listige Arrangement einer Situation, in der die »uneigentliche« Rede durch den pragmatischen Bezug erst wirksam werden kann.«

Aus der bisherigen Argumentation sollte deutlich geworden sein, dass das Handeln des *kundigen knehtes* durch den Erzähler in ein durchweg positives Licht gesetzt wird. Umso mehr bleibt dann aber zu fragen, welche Funktion eigentlich dem – mit gut dreißig Versen nicht eben knapp bemessenen – Epimythion (V. 308–338) noch zukommen solle. Ginge es darin allein um die nochmalige Würdigung des Figurenhandeln des Knechts, erschiene die abschließende Erzählerrede wohl eher überschüssig als prägnant.¹⁹

Es verwundert daher kaum, dass Umfang und Inhalt der *moralisatio* wiederholt zum Ausgangspunkt (unterschiedlich weitreichender)²⁰ meta-poetischer Lesarten des gesamten Märe gemacht wurden – im vorliegenden Beitrag kann dies jedoch auf Basis einiger neuer Beobachtungen zur Wertungsstruktur innerhalb der *narratio* geschehen. Vor diesem Horizont ließe sich gleich der Beginn des Epimythions neu gewichten:

Der vriuntliche kündikeit
 mit rehter vuoge kan begân,
 der hât dar an niht missetân.
 (V. 308–310)

Ragotzky (1981, S. 88) hat für diese drei Verse beansprucht, dass »der negativ vorbelastete Begriff *kündikeit* durch die flankierenden Begriffe *vriuntlich* und *rehte vuoge* programmatisch positiv umgedeutet« werde. Dagegen ist zunächst ein in einer mündlichen Vortragssituation nicht zu unterschätzender Aspekt vorzubringen, nämlich das Vorliegen einer beschwerten Hebung auf der Silbe *vriunt-* (V. 308): Es dürfte daher eher die *kündikeit* das stärker akzentuierte Moment des *vriuntlichen* »flankieren« als umgekehrt. Und auch sonst scheint zunächst kein allzu starkes Gewicht auf dem Aspekt der *kündikeit* zu liegen: eher »schleicht« sich die Kategorie sukzessive in die Erzählung ein (dass der Knecht in Vers 248 als *kündige* bezeichnet ist, bleibt bis zum Epimythion der einzige Beleg) und wird bei ihrer ersten direkten Nennung als *vriuntliche kündikeit* sogleich um den Zusatz *mit rehter vuoge* ergänzt. In unmittelbarem Kontrast zur *valsche*, die Ehrverlust zur Folge hat (vgl. V. 311–314), stellt *vriuntliche kündikeit mit rehter vuoge* einen *hoveliche[n]* Wert dar (vgl. V. 315–318; zum Aspekt des *hovelichen* vgl. Ehrismann 1984).²¹ Sie ist realisiert durch das (äußerlich wie innerlich)²² die hierarchische Ordnung wahrende und zugleich kunstfertig-ordnungsstiftende Erzählen des Knechts, das sowohl recht-schaffen ist als auch Recht schaffend wirkt.

Es sind dies freilich Qualitätsmerkmale eines Erzählens, das nicht nur intradiegetisch durch die Figur des Knechts, sondern (und dies schon *per*

definitionem) zugleich extradiegetisch durch den Erzähler des Märe verwirklicht ist. Jenes Kippmoment zwischen Binnen- und Rahmenerzählung mag dafür ursächlich sein, dass man der Metadiegeese nicht nur programmatische Funktion zugeschrieben, sondern darüber hinaus die Ragotzky'sche Kategorie der *gevüegen kündikeit* teils recht bedenkenlos auf den Stricker als Mären-Autor(!) übertragen hat. So liest man etwa bei Wolfgang Achnitz (2000, S. 200f.):

Der Vorgang, der einen Erkenntnisprozeß des Bauern in Gang setzt [...] [wird] initiiert [...] durch einen Erzähler, der sich durch *gevüege kündikeit* auszeichnet – eine Eigenschaft, die wohl auch der Stricker als Verfasser des Textes für sich selbst in Anspruch nimmt, denn mit ihrer Hilfe lassen sich Verhaltensregeln und Ratschläge an ein ständisch höherstehendes Publikum vermitteln – eine Situation, in der sich der Stricker als Berufsdichter permanent befunden haben dürfte.

Die forciert autorbezogene Lesart Achnitz' ist insofern einzuschränken, als es ja gar keiner außertextuellen Kategorie ›Autor‹ bedarf, um eine Spiegel-funktion des Binnenmäre interpretatorisch nutzbar zu machen – es genügt dafür völlig, den Knecht als eine Art *alter ego* des extradiegetischen Erzählers zu verstehen. Unter dieser Prämisse erscheint die Privilegierung einer positiven Sichtweise auf den erzählenden Knecht durch den extradiegetischen Erzähler freilich kaum mehr überraschend: Der Knecht wahrt die Statusgrenze zu seinem Herrn nicht einfach nur äußerlich, sie wird darüber hinaus als durch ihn emotional verinnerlichte inszeniert. Spiegelt man dieses Verhältnis zurück auf die Beziehung zwischen Erzähler und Adressat, so wird die *triuwe* des Knechts zum Herrn als Loyalität des Erzählers zu seinem Publikum interpretierbar.

Indes: Aus der damit angedeuteten metapoetischen Lesart, die den Text quasi zu einer Allegorie des Mären-Erzählens selbst erhebt, folgt letztlich doch eine Usurpation ›auktorialer‹ Kompetenz durch den Erzähler – allerdings auf höherer Ebene: Über den Umweg einer positiven Wertung des erzählenden Knechts qua Narration und Reimgestaltung gelingt es dem

Erzähler, seinen Hörer (bzw. Leser) von der eigenen erzählerischen Kompetenz zu überzeugen – wobei er die Wertmaßstäbe selbst setzt. Das wiederum kongruiert mit dem Erzählverfahren des Knechts, der ebenfalls keine expliziten Bewertungshandlungen vornimmt, seinen Herrn aber (wie eine Marionette) die durch ihn vorgegebenen Schritte vollziehen lässt, bis dieser selbst wieder handlungsfähig ist.

Zusammengefasst ist diese Polyvalenz insofern prägnant, als die Kontamination der Ebenen nicht in einer vereindeutigenden epimythialen Lehre realisiert, sondern in die *narratio* selbst umgesetzt wird. Der Knecht ist einerseits fügsam-ordnungswahrend und doch andererseits ein kunstfertig-ordnungsstiftender, selbstmächtiger Gestalter – und beides zugleich ist in der prägnant-polyvalenten Wendung der *gevüegen kündikeit* in Vers 336 auf den Punkt gebracht. Das explizit als Lehre zu formulieren, wäre weit schwieriger, als es in Handlung und Binnenrede schlicht vorzuführen.

2. Prägnante Ambivalenz im ›Schneekind‹ B

Im Gegensatz zum ›Klugen Knecht‹, dessen Epimythion die Polyvalenzen von *kündikeit* und *rehter vuoge* gerade nicht auflöst, sondern in ihrer Mehrdeutigkeit in der Schwebelässt, vereindeutigt das Epimythion des ›Schneekind‹ B in der abschließenden Erzählerwertung das Geschehen und sanktioniert die Rache des Ehemanns an seiner Ehefrau. Die Handlung lässt sich in fünf eher kurzen Sätzen zusammenfassen:

Die Frau hat während einer langen Geschäftsreise ihres Mannes ein Kind geboren. Bei der Rückkehr ihres Gatten gibt sie vor, sie habe Schnee in den Mund genommen und sei davon schwanger geworden. Der Ehemann akzeptiert zum Schein diese Ausrede. Als das »Schneekind« herangewachsen ist, verkauft es der Ehemann bei einer Geschäftsreise im Süden. Seiner Frau schwört er (*der frowen er vil tür swür*; V. 68), das Kind sei von der Hitze der Sonne geschmolzen, da es ja aus Schnee entstanden sei.

Am Ende bilanziert der Erzähler: *ir list mochte si nit frumen, / er wär ir wol verkert. / als si jm daz messer bot, / bisses halb gab er irs wider. (V. 76–80)* Und weiter: *doch son wir hie bi mercken, / wer kan sin laster decken / und och sin hertzlait, / biß im sin stat wirt bereit, / daz er mag wol erwenden / allenthalt an den enden, / der ist gar ain wiser man, / der lüg mit lüg gelten kan. (V. 83–90; Ausgabe Grubmüller 1996a)*

Diese pointierte Struktur funktioniert deshalb als Wortwitz, weil die Lüge das Schnee-Motiv wiederaufnimmt. Wenn die Handlung wie hier in gerade fünf kurzen Sätzen paraphrasiert wird, bleibt es beim Witz, bei der gelungenen Replik (vgl. Grubmüller 1996b, S. 253; unter dem Stichwort »Revanche-Struktur« Grubmüller 2006, S. 108; ähnlich Frosch-Freiburg 1971, S. 48). Der Fokus auf den Wortwitz kann Empathie-Potentiale ausblenden – das hat Harald Haferland an Kindersprüchen gezeigt wie »Alle Kinder halten an der Klippe, nur der Peter geht noch einen Meter.« (Haferland 2016, S. 213–221)

Doch die ›Schneekind‹-Fassung B²³ ist nicht fünf Sätze lang, sondern 90 Verse. Die Witzstruktur wird durch narrative Elemente konterkariert, die einen Überschuss gegenüber der Witzform mitführen. Man erfährt etwa, dass der Junge an Ungetaufte verkauft wird, das Kind wird also zum Sklaven in der Fremde. Bereits die Jahre umfassende Zeitstruktur und die Reise ins nicht-christliche Ausland bieten Assoziationspotentiale, die einen knappen Wortwitz weit überwuchern. Wenn Prägnanz nicht nur durch die Kürze eines Witzes entsteht, sondern wenn eine erzählende Form vorliegt, wird eine komplexere Prägnanz begünstigt, die dazu geeignet sein kann, Problembereiche zu schärfen.

Zunächst hat der Ehemann Verständnis vorgegaukelt und gesagt: *dez bin ich hertzlichen fro, / das got uns gab disen sun / gar lieplich züchte dün. / er wirt, wil got, ain werder man / ist daz im got dez lebens gan. / er ist mir innicklichen zart. (V. 30–35)* Das kann als Themenvorgabe (zum Begriff vgl. Dimpel 2011, S. 56–58, 392–394) aufgefasst werden, wie eine vorbildliche Einstellung von Eltern zu ihren Schutzbefohlenen auszusehen

hat. Die Sorge der Frau um das Kind wird ebenfalls zum Thema erhoben – explizit wird hier ihre Sorge genannt, dass ihm etwas Arges geschehen könne.²⁴ Auch die Erzählerstimme vergibt detaillierte und wertende Informationen, sie nennt das Kind *den schönen sneknaben* (V. 51).

Die Witz-Form wird auch dadurch gesprengt, dass das Thema Wortbruch und Einhalten von Eiden eingebracht wird: Bereits bei der Rückkehr des Kaufmanns von der ersten Reise wird von einem Eid berichtet: *er swür vast dem wib / bi got und sinem lib, / er pflåg sin, so er beste könd, / als er im liebes günd.* (V. 53–56) Dieser Eid hilft dem Mann bei seiner (ex post rekonstruierbaren) Absicht, seinen Rachedurst vorerst vor seiner Frau zu verbergen. Dennoch ist bemerkenswert, dass der Eid so präzise formuliert ist, dass es sich formal nicht um eine Lüge handelt: Nur in dem Maße wird er sich bestens um das Kind kümmern, wie er ihm Liebes gönne – die Übersetzung von Grubmüller 1996a übergeht diesen konditionalen Aspekt (knapp zum Lügen-Motiv auch Haug 1993, S. 16). Dennoch zielt der Eid auf die Täuschung seiner Frau – eine heftige Täuschung, bei der der Mann noch Gott als Zeugen bemühte. Am Ende des Textes steht ein eindeutiger und durchsichtiger Meineid: *der frowen er vil tür swür, / do er kam in egipte lant, / da zerflos er in dem sant / von der sunnen hitz.* (V. 68–71)

Ein drittes Thema wird neben der Sorge um das Kind und neben dem Eid-Thema wichtig: der religiöse Kontext. Bereits das Schnee-Motiv berührt das Motiv der unberührten Empfängnis. Der Mann zeigt sich danach als froh, *das got uns gab disen sun* (V. 31). Es folgt ein doppelter Bezug auf Gott: Der Sohn könne, wenn *got* will, *ain werder man* werden (V. 33), und zwar unter der Bedingung, *daz im got dez lebens gan.* (V. 34) Gott ist bereits beim ersten Eid involviert (V. 54). Religiöse Aspekte sind auch im Spiel, wenn das Kind an *ain diet ungetoft* (V. 64) verkauft wird. Auch hier wird die Fassung B sehr konkret: Während es in Fassung A den Wellen im wilden Meer überlassen bleibt, den Kaufmann in ein schönes Land zu verschlagen, in dem der Sohn verkauft wird, (V. 47–49), berichtet er seiner Frau in Fassung B, das Kind sei in Ägypten geschmolzen.²⁵ Durch die

Engführung von Verkauf an Ungetaufte und dem Verlust des Kindes in Ägypten wird in Verbund mit dem zuvor rekurrent eingebrachten religiösen Kontext die alttestamentarische Geschichte von Josef aufgerufen, der von seinen Brüdern nach Ägypten verkauft wurde (1. Mose 37,12–36) – dort findet sich auch das Motiv, dass die Angehörigen (dort die Brüder), die den Verkauf nach Ägypten ins Werk gesetzt haben, einen weiteren Angehörigen (dort den Vater) über den Verbleib des Sohnes täuschen (dort mit einem Rock, der mit Ziegenblut besudelt wurde).

Mit dem Motiv »Verkauf nach Ägypten« sind religiöse Wertmaßstäbe in das Märe eingebracht, auch wenn eine klare Bewertungshandlung unterbleibt (zur Differenzierung von Wertmaßstäben und Bewertungshandlungen vgl. Winko 1991, S. 24–44). Zuvor wurden mit dem Thema »Fürsorge für Schutzbefohlene« weitere Wertmaßstäbe eingebracht, vor der die kalte Position des Epimythions fragwürdig werden kann. Josefs Brüder sind negativ dargestellt, sie handeln aus niederen Motiven; den Interessen ihres Vaters begegnen sie mit Missachtung. Rezipienten, die die Parallelen zur Josef-Geschichte – ob bewusst oder präreflektorisch – registrieren, können die negative Wertung von Josefs Brüdern auf den Schneekind-Stiefvater übertragen.

Wenn Grubmüller die Witzstruktur betont, die den Blick nur auf Handlung und Gegenhandlung richte,²⁶ übersieht er dabei, dass längst nicht alle Textsignale getilgt sind, an denen eine empathische Rezipientenreaktion für das Kind anknüpfen könnte.²⁷ Andere Rezipienten haben anders reagiert: Ziegeler (1985, S. 194) hat etwa betont, dass der Verkauf des Kindes das »eigentliche Skandalon« ist; ähnlich rezipiert Strasser (1989, S. 335),

[...] daß ich mich nicht mit der Figur des Vaters identifiziere, deren Verhalten ich nur als grausam und barbarisch empfinden kann. Je öfter ich die Geschichte lese, desto mehr beschäftigt mich das Schicksal des Kindes, das völlig unschuldig für das Fehlverhalten Dritter und Vierter büßen muß.

Wenn Grubmüller 1996c, S. 346, postuliert, man müsse die »Umstandslosigkeit« des Märe ernst nehmen und »nicht im Nicht-Erzählten« den Sinn suchen, ist dem entgegenzuhalten, dass im ›Schneekind‹ B gerade das Erzählte in einer kleinepischen Form und nicht der Kleinstform des Witzes präsentiert wird. Fassung B bietet gegenüber der Witzform mindestens drei thematische Erweiterungen: Die Thematisierung, welche Einstellung gegenüber Schutzbefohlenen vorbildlich wäre, das Thema Eid und Wortbruch sowie die religiöse Grundierung, die gerade an signifikanter Stelle (Verkauf an Ungläubige, Aufruf der Josef-Geschichte) axiologische Momente an die Verkaufshandlung heranträgt. Gerade dann, wenn etwa im Vergleich zur Roman-Form relativ wenige Informationen zu den Figurenaktionen vergeben werden, gilt es, diese Informationen nicht schlicht als Beiwerk abzutun, sondern sie in die Interpretation einzubeziehen.²⁸

Im kleinepischen Format besteht das Erzählte aus mehr als aus dem Muster der gelungenen Replik, es lässt sich nicht auf diese eine Dimension reduzieren. Wollte man die narrativen Passagen tilgen, an denen eine empathische Rezipientenreaktion anknüpfen kann, so könnte man auch mit fünf kurzen Sätzen statt mit 90 Versen auskommen.

Es geht sogar noch kürzer: Geoffroi de Vinsauf stellt als Abbreviatio-Beispiel eine Ein-Hexameter-Ultrakurzversion vor: *De nive conceptum quem mater adultera fingit / Sponsus eum vendens liquefactum sole refingit.* (733–736).²⁹ Eventuell ist diese Fassung sogar zu kurz für die Witzstruktur; Burghart Wachinger bemerkt dazu:

Damit die beiden Pointen des Schwanks ihre Wirkung entfalten können, muß wohl wenigstens die Ausrede der Frau, die den Mann glauben machen will, sie habe Durst gehabt und Schnee gegessen und sei davon schwanger geworden, etwas ausführlicher vorgeführt werden, muß auch erwähnt werden, daß der Mann die Ausrede zunächst durch sein Schweigen zu akzeptieren scheint. (Wachinger 1994, S. 3)

In den 90 Versen der Fassung B wird jedenfalls in Gegensatz zu dem auffällig einseitigen Epimythion, das die Rache billigt, ein prägnantes Erzählen mit einer mehrschichtigen Wertungsstruktur generiert, die das Muster der gelungenen Revanche mit einem Kontrapunkt versieht, zu dem die Anspielung auf den Verkauf von Josef nach Ägypten eine intertextuelle Wertungsübertragung ermöglicht.³⁰

Vielleicht kann damit auch ein verallgemeinerbarer Aspekt zu Prägnanz und Polyvalenz festgehalten werden: Es wäre auch denkbar, in einer Erzählerreflexion im Epimythion das Für und Wider zu erörtern und zu diskutieren, wie es zu bewerten ist, wenn ein vielleicht verständlicher Rachewunsch zu großem Leid auch bei Unschuldigen führt. Doch solche Erörterungen, die ihre Argumente sortiert und bewertet vorbringen, tendieren schnell zur Langatmigkeit und zum fragwürdigen Charme eines Besinnungsaufsatzes. Unterhaltsamer ist es, wenn polyvalente Sinnpotentiale prägnant und im narrativen Modus dargeboten werden.

Anmerkungen

- 1 Zur Etymologie vgl. auch das Wortauskunftssystem zur deutschen Sprache in Geschichte und Gegenwart zu »prägnant«, bereitgestellt durch das Digitale Wörterbuch der deutschen Sprache ([Link](#)): »prägnant Adj. ›gehaltvoll, umfassend, gedrängt‹, Entlehnung (Ende 17. Jh.) von frz. *prégnant* in seiner übertragenen Bedeutung ›inhaltsvoll, gedankenschwer‹, die sich aus ›schwanger, trächtig‹ entwickelt hat. Zugrunde liegt lat. *praegnāns* (Genitiv *praegnantis*) ›schwanger, trächtig, voll, strotzend‹, eine Umbildung von lat. *praegnās* (Genitiv *praegnātis*), das vermutlich aus einer Fügung **prai gnātid* ›vor der Geburt‹ hervorgegangen ist. S. auch *imprägnieren*. Die heute häufige Bedeutung ›etw. in knapper Form darstellend, scharf ausgeprägt, zutreffend‹ ist wohl unter dem Einfluß von *prägen* (s. d.) entstanden. Prägnanz f. ›Inhaltsreichtum, Sinnfülle‹, dann ›treffende Kürze, Genauigkeit, Schärfe im Ausdruck‹ (Anfang 19. Jh.)«. Wichtig ist uns, dass Prägnanz neben der Bedeutung »Genauigkeit« auch die Bedeutung »Sinnfülle« mitführt. Darauf deutet auch die Rubrik »In Koordina-

tion mit« im Wortprofil des DWDS hin: Im Korpus steht »prägnant« am häufigsten im gleichen Satz mit »kurz, knapp, eigenwillig, griffig, plastisch, präzise, verständlich, originell, klar, differenziert, witzig, scharf, lebendig, nüchtern, einfach, spannend, umfassend, leicht, schön, neu«.

- 2 Vgl. Mieder 2002, S. 213, Mühlherr 1994, S. 246, Reuvekamp 2007, S. 167, Eikelmann/Reuvekamp 2012, S. 33, prägnant Dicke 1994, S. 63–66, zum Priamelvierzeiler: »Todesgewissheit und Fröhlichkeit – der Spruch, die ›gnomische Apperzeption‹, vermittelt dem aus rationaler Sicht Unvereinbaren in einer auf Gleichförmigkeit bedachten engen Form Zusammenhalt. Die dazu eingesetzten rhetorischen Mittel und Denkmuster gehören zum festen Formenbestand gnomischer Rede: Parallelismen, Wortwiederholungen, Pleonasmen (v. 1f.), Anaphern und Epiphern, antithetische Verbindungen fügen vorderhand Unvermittelbares ineins, die Denkfigur des Paradoxon behauptet den Zusammenhang widerstreitender Sinngehalte. Diese über die Spruchform sich einstellende Vereinbarkeit des logisch schwer in Einklang zu Bringenden setzt die irritierende Erkenntnis frei, daß es unter dem Aspekt der Erfahrung gleichwohl zusammenpaßt.« (S. 66)
- 3 Bässler 2003, S. 37. Nach Janz 1997, S. 3, ist die Bedeutung von Sprichwörtern oft »vage, einseitig oder widersprüchlich«, allerdings würden sie im kommunikativen Kontext meist verständlich; vgl. auch das instruktive Beispiel bei Eikelmann/Reuvekamp 2012, S. 79f.
- 4 Zitiert wird der Text nach Fischer 1979, der auch bei Grubmüller 1996a abgedruckt ist. Die Edition von Fischer folgt der Hs. A (Nr. 62) und bessert nur ›Fehler‹ nach der jüngeren Hs. H (Nr. 182) (vgl. Grubmüller 1996a, S. 1020). In H ist eine zweite Fassung des Märe enthalten, die bei Fischer (für eine Parallellektüre etwas unglücklich) im Apparat erscheint. Für einen vergleichenden Zugriff erweist sich daher der synoptische Abdruck bei Moellenken 1973 als nützliche Ergänzung; die Zitation erfolgt dennoch auch für den Text nach H 209 nach Fischer 1979.
- 5 Dies geschieht zugleich im Kontrast zur Fassung H 209, die den Fokus weg vom Knecht und hin zum lächerlich gemachten Pfaffen lenkt. Deren Überschrift lautet: *Ditz ist von einem pfaffen; der wart dar nach zeinem affen* (Fischer 1979, S. 92).
- 6 Im BMZ ([online](#)) sind als Bedeutungen von *küntheit* explizit »*klugheit, geschicklichkeit, list, in gutem sowohl als bösem sinne*« angegeben (Mittelhochdeutsches Wörterbuch. Mit Benutzung des Nachlasses von Georg Friedrich Benecke ausgearbeitet von Wilhelm Müller. Erster Band A–L. Leipzig 1854, Sp. 814a).

- 7 Eindeutig positiv konnotiert sind etwa ›Tristan‹, V. 4348, sowie ›Wigalois‹, V. 669: *her Guîgâlois mit kûndicheit / wider disen rîter [gemeint ist Karriôz] streit / unz daz der âbent ane gie*. Beachtenswert ist ferner die in der Edition von Kragl beigegebene parallele Lesart von ›Lanzelet‹, V. 273f., die ebenfalls eine Verbindung zwischen *kûndikeit* und *vuoge* herstellt: *Daz meynde dekein sin vngefug, / Wanne der waz kundig genûg*. Im Haupttext steht dort: *daz enwânt ir keiniu sîn ungefuoç, / wan er was hübsch und kluoc*.
- 8 So auch schon Achnitz 2000, S. 191: »[D]er Knecht [wird] [...] als *gevüege*, sich ›angemessen, schicklich‹ oder auch ›geschickt, kunstfertig‹ verhaltend [dargestellt]: ein Schlüsselbegriff, wie der Epilog des Textes zeigen wird.« Grundlegend zur ›Kunst der *vuoge*‹ in mhd. Erzählliteratur und Minnelryk: Gerok-Reiter 2015.
- 9 Die jüngst ebenfalls von Nowakowski (2018, S. 5f.) vorgeschlagene Lesart der *kûndikeit* als ›Beredsamkeit‹ bedürfte einer eingehenderen Diskussion und muss daher aus Gründen des begrenzten Umfangs außer Acht gelassen werden.
- 10 Zugespitzt lässt sich festhalten: Jene normgerecht eingesetzte Klugheit, die Ragotzky als Signifikat des Interpretaments *gevüegiu kûndikeit* verstanden wissen will, wird der Polyvalenz ihres Signifikanten gerade nicht gerecht.
- 11 *eines morgens vil vru / do sprach der kneht der vrowen zu: / ›Jch wil is got immer clagen, / vrowe, welt ir vns also veriagen. / weste min herre uuern mvv, / Jz devchte in vil lvtzel gut, / er vber sehe vch niht so vil. / vurwar ich vch daz sagen wil: / Mag ich is gefvgen, / Jch wil vch schire rîgen / Mit der gantzen warheit, / daz iz vch wirt von herzen leit.* (Text nach H 209, V. 30–40, Hervorh. d. Verf.)
- 12 Als Motivation in Anschlag zu bringen ist wohl einzig Vers 60, *dô si den ernst ersach*, was am besten mit ›da sie den Ernst der Lage erkannte‹ wiederzugeben wäre. Die Übersetzung bei Ehrismann 1992 bleibt an dieser Stelle zu vage (›sie [...] sah, daß es ernst war‹), diejenige bei Grubmüller 1996a (›sie sah, daß er es ernst meinte‹) geht am mhd. Text schlicht vorbei.
- 13 Angesichts des Befunds, dass die Erzählung regelmäßig als ›Märe über das Märe‹ (Grubmüller 1996b, S. 256, im Rückgriff auf Ragotzky 1981, S. 85–89) interpretiert wurde, muss es überraschen, dass die zitierten Verse dabei kaum je miteinbezogen wurden, zumal Vers 153 den ersten von sechs Belegen für *mære* liefert (beispielhaft vgl. Achnitz 2000, S. 193f., der die Passage zwar paraphrasiert, sie allerdings nicht in seine weiteren Überlegungen zum Verhältnis von Rahmen- und Binnenerzählung einbezieht).

- 14 Scholz 2000, S. 135–138, unternimmt es (*en passant* in einem Beitrag zu Konjekturen!), die rezeptionssteuernde Funktion desselben Reimpaars für den ›Erec‹ in Bezug auf Enites Rolle als Pferdeknecht zu illustrieren.
- 15 Einerseits ist die Realisierung des Vorhabens durch den Knecht dadurch gefährdet, dass »das Problem des Treuebruchs [...] jeden Augenblick auf ihn zurück-schlagen könnte« (Scheuer 2009, S. 745), andererseits ist sie direkt von der »erstaunlichen Naivität des betrogenen Ehemanns« abhängig: »Wenn der Bauer den wahren Charakter seiner Frau durchschaute und ihre Unehrllichkeit bemerkte, könnte der Knecht seine Geschichte nicht zu Ende erzählen.« (Del Duca 2013, S. 80).
- 16 Auf die performative Dimension der Binnenerzählung hat insbesondere Egerding 1998, S. 136, hingewiesen.
- 17 Die bisherige Argumentation in Bezug auf den Reim *kneht(e) : reht(e)* wird weiter gestützt, wenn dieser in den dritten und euphorischsten Lobpreis inseriert ist: *er [der Bauer] sprach: ›entriuwen, ich spür / die sælde an dīnen mæren wol, / daz ich siu gerne hæren sol; / si sint beide guot und reht.‹ / ›entriuwen, meister‹, sprach der kneht, / [...].* (V. 262–266) Insbesondere im Kontext des Binnenmäre fällt zudem die gehäufte Verwendung des Adverbs *entriuwen* (V. 214, V. 262, V. 266; zuvor bereits in V. 190) auf, die auf die im Promythion aufgerufene *triuwe*-Beziehung nicht einfach nur rekurriert, sondern sie als wechselseitige Versicherung derselben inszeniert (alle Belege sind Bestandteil von Figurenreden: in Vers 190 und Vers 262 spricht der Herr, in Vers 214 und Vers 266 sein Knecht). Den für diese Beobachtung ausschlaggebenden Hinweis verdanken wir Hannah-Louisa Grimm.
- 18 Hans Jürgen Scheuer (2009, S. 747) liest das Märe vor dem Horizont einer beinahe ins Groteske übersteigerten Anverwandlung religiöser Kommunikation im Sinne des (schon per se ebenfalls polyvalenten) vierfachen Schriftsinns: »Wo der *sensus anagogicus* dem Auslegungsschema nach ein Enthüllen der höchsten Erkenntnis erwarten lässt, zieht der Bauer einen Pfarrer unter der Bank hervor. Und doch bedeutet das kein bloß ironisches Dementi der Allegorese, als ob sie zur Mechanik einer durch nichts mehr gedeckten Deutungspraxis degradiert wäre. Denn in der komisch-unangemessenen Geste des direkten Zugriffs auf die Wahrheit ereignet sich, wenn auch in krude entstellender Verdinglichung, noch etwas anderes: die Möglichkeit einer religiösen Logik, unabhängig von präsupponiertem Weltwissen. In der Tat lässt sich hier nämlich, inkorporiert in der Gestalt eines Pfarrers, *wårheit sehen*.«

- 19 Beließe man es bei dieser Feststellung, wäre sie Wasser auf die Mühlen Walter Haugs, dem in Bezug auf den Stricker »[d]as Verhältnis von Erzählung und Epimythion [...] eigentümlich unschlüssig [erscheint]. Der Stricker erweist sich auch unter diesem Aspekt als ein ›Anfänger‹ mit dem ganzen innovativen Reiz und der ganzen unreifen Vorläufigkeit, die dazu gehören.« (Haug 2006, S. 27).
- 20 Als Extrembeispiel sei noch einmal auf die Extrapolation der Kategorie *gevüegiu kündikeit* bei Ragotzky 1981 verwiesen, die die Begriffskombination explizit zum »Thema aller Mären des Strickers« (ebd., S. 89) erklärt.
- 21 Das doppelt betonte, aufrichtig *hovelîche* (V. 316 und V. 318) Agieren des Knechts dürfte im Kontrast zur als *hövisch* bezeichneten Bäuerin (V. 14) zu verstehen sein. Hierzu Ehrismann 1984, S. 31: »Der Begriff des Höfischen, für das Handeln des Knechtes in Anspruch genommen, ist auf dem Weg, sich von einer sozialen zu einer ethischen Kategorie zu entwickeln. Der höfische Knecht ist der scheinhöfischen Bäurin entgegengesetzt, der Erzähler verbindet den Hof mit der Klugheit – das ist höfische Erzähltradition –, er läßt in den Hof aber auch jene ein, die das Adelsprädikat nicht haben.« Zugespitzt formuliert ist das *hovelîche* demnach, repräsentiert durch den Knecht, dem *hövischen* überlegen.
- 22 In Vers 306 kehrt das emotionale Moment der *swære* wieder, das sonst nur in Vers 8 *expressis verbis* zur Sprache kommt.
- 23 Einen minutiösen Vergleich der Fassungen A und B geben zuletzt Echelmeyer/Kirchhoff 2016, die die Modifikationen der B-Fassung als Versuch »verstehen, das Skandalon im ›Schneekind‹ A, die positiv dargestellte Schädigung eines unschuldigen Kindes, zu revidieren oder mindestens zu mildern.« (S. 343f.)
- 24 Vgl. V. 46–49: *si sprach; dü dich sin underwint / mit unverwenckten triuwen, / wan ich stirb von rüwen, / ob im geschäch arges icht*. Echelmeyer/Kirchhoff 2016, S. 350, sehen in Fassung B ein »wenigstens ansatzweise ein psychologisches Interesse an der Frau«, die hier »stärker als eigenständig handelnde, denkende und fühlende Person und weniger als negativer Typus geschildert wird«. Ähnlich bereits Weidhase 1974, S. 67.
- 25 Vgl. Echelmeyer/Kirchhoff 2016, S. 351: »Die Fahrt ins heidnische Land (Ägypten) ist in B zielgerichtet, der Verkauf des Kindes unter die Heiden geschieht also vorsätzlich und bereitet dem Kaufmann überdies Freude (v. 62). Seine Tat – die die christliche Seele des Kindes in Gefahr bringt – erscheint somit schlimmer, er selbst berechnender.«
- 26 Grubmüller 1996c, S. 345; ähnlich zur Fassung A Ehrismann 2011, S. 63f. Vgl. auch Haug 2003, S. 381: »Es gibt also zutiefst amoralische Geschichten, die insofern doch in einer narrativen Ethik zu berücksichtigen sind, als sie ihre

- Position so weit forcieren, ja dies im Epimythion auch noch zu rechtfertigen scheinen, daß die Irritation oder gar die Empörung eine Beruhigung kaum zuläßt. Man kann von einer indirekten Moralität des Amoralischen sprechen.«
- 27 Dies gilt auch für die Fassung A, in dem der Bericht zur sorgfältigen Erziehung des Sohnes immerhin 9% des Textes umfasst; vgl. hierzu Dimpel 2018, S. 142f. Die ökonomische Dimension – der Mann verdient am Verkauf doppelt so viel, wie die Erziehung des Kindes gekostet hat (Fassung A, V. 59f.) – scheint dagegen wiederum die Position des Mannes zu privilegieren. Vgl. hierzu Frosch-Freiburg 1971, S. 52. Nach Friedrich 2006, S. 74, wird hier die »Ökonomie zu einem Instrument der Rache«.
- 28 Dass singuläre Terme eine besondere Relevanz entfalten können, hat bereits Titzmann 1977, S. 377–379, ausgeführt.
- 29 Geoffroi de Vinsauf 1962 [1924], S. 219f., vgl. auch V. 712–736. Wir danken Julia Frick für die Überlassung ihrer Übersetzung: »Denjenigen, von dem die ehebrüchige Frau vorgab, er sei aus Schnee empfangen, hat der Verlobte verkauft und wiederum vorgegeben, er sei in der Sonne geschmolzen.« Vgl. auch Frosch-Freiburg 1971, S. 60f., Schiewer 2003, S. 74f., Friedrich 2005, S. 230, Schmitz 2007, S. 283–285.
- 30 Zum Begriff Wertungsübertragung vgl. Worthmann 2004, S. 257, sowie Dimpel 2014, dort allerdings mit Blick Übertragungsphänomene innerhalb eines Textes.

Literaturverzeichnis

Handschriften

- A Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Cod. 2705, 45vb–47vb ([Digitalisat online](#)).
- H Heidelberg, Universitätsbibliothek, Cpg 341 318va–320vb, 360rb–362rb ([Digitalisat online](#)).

Primärliteratur

- Erasmus von Rotterdam: *Adagiorum chiliades* (*Adagia selecta*). Mehrere tausend Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten. Übersetzt, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Theresia Payr, 1972 (Erasmus von Rotterdam. Werke. Ausgabe in acht Bänden, lateinisch und deutsch. Hrsg. v. Werner Welzig).

- Geoffroi de Vinsauf: *Poetria nova*, in: Edmond Faral (Hrsg.): *Les arts poétiques du XIIe et du XIIIe siècle. Recherches et documents sur la technique littéraire du Moyen Âge*, Paris; Genève 1962 [1924] (Bibliothèque de l'École des Hautes Études 238), S. 219–262.
- Gottfried von Straßburg: *Tristan*. Nach dem Text von Friedrich Ranke neu hrsg., ins Neuhochdeutsche übers., mit einem Stellenkomm. und einem Nachw. von Rüdiger Krohn. 3 Bde, Stuttgart 1980 (RUB 4471–4473).
- Novellistik des Mittelalters. Märendichtung, hrsg., übers. und komm. von Klaus Grubmüller, Frankfurt a. M. 1996a (Bibliothek des Mittelalters 23/Bibliothek deutscher Klassiker 138).
- Die Kleindichtung des Strickers. Bd. III, 1: Gedicht Nr. 41–71, hrsg. von Wolfgang Wilfried Moelleken, Göttingen 1973 (GAG 107).
- Der Stricker: Verserzählungen I, hrsg. von Hanns Fischer, 4., rev. Aufl. bes. von Johannes Janota, Tübingen 1979 (ATB 53).
- Der Stricker: Erzählungen, Fabeln, Reden. Mittelhochdeutsch/Neuhochdeutsch, hrsg., übers. und komm. von Otfried Ehrismann, Stuttgart 1992 (RUB 8797).
- Ulrich von Zatzikhoven: *Lanzelet*, hrsg. von Florian Kragl. Bd. 1: Text und Übersetzung, Bd. 2: Forschungsbericht und Kommentar, Berlin/New York 2006.
- Wirnt von Grafenberg: *Wigalois*. Text der Ausg. v. J.M.N. Kapteyn, übers., erl. und mit einem Nachw. versehen von Sabine Seelbach und Ulrich Seelbach, 2., überarb. Aufl., Berlin/Boston 2014.

Sekundärliteratur

- Achnitz, Wolfgang: Ein *mære* als Bispiel. Strickers Verserzählung ›Der kluge Knecht‹, in: Honemann, Volker/Tomasek, Tomas (Hrsg.): *Germanistische Mediävistik*. 2. durchges. Aufl., Münster 2000 (Münsteraner Einführungen Germanistik 4), S. 177–201.
- Bässler, Andreas: Sprichwortbild und Sprichwortschwank. Zum illustrativen und narrativen Potential von Metaphern in der deutschsprachigen Literatur um 1500, Berlin/Boston 2003 (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte 27).
- Dicke, Gerd: *Mich wundert, das ich so frölich pin*. Ein Spruch im Gebrauch, in: Haug, Walter/Wachinger, Burghart (Hrsg.): *Kleinstformen der Literatur*, Tübingen 1994 (Fortuna Vitrea 14), S. 56–90.
- Dimpel, Friedrich Michael: Axiologische Dissonanzen: Widersprüchliche Aspekte der evaluativen Struktur in ›Der feige Ehemann‹ und in ›Drei Mönche von

- Kolmar, in: Reich, Björn/Schanze, Christoph (Hrsg.): ›narratio‹ und ›moralisatio‹, 2018 (Beiträge zur mediävistischen Erzählforschung, Themenheft 1), S. 123–156 ([online](#)).
- Dimpel, Friedrich Michael: Die Zofe im Fokus. Perspektivierung und Sympathiesteuerung durch Nebenfiguren vom Typus der Confidante in der höfischen Epik des hohen Mittelalters, Berlin 2011 (Philologische Studien und Quellen 232).
- Dimpel, Friedrich Michael: Wertungsübertragung und Kontiguität. Mit zwei Beispielen zur Wertung des Frageversäumnisses im ›Parzival‹, in: *Journal of Literary Theory* 8 (2014), S. 343–367.
- Duca, Patrick del: Komische und moralisch-belehrende Erzählungen. Der Stricker, in: Knapp, Fritz Peter (Hrsg.): *Kleinepik, Tierepik, Allegorie und Wissensliteratur*. GLMF VI, Berlin/Boston 2013, S. 66–91.
- Ehlemeyer, Nora/Kirchhoff, Matthias: List, Lüg und Snöder Reichtum. Zum Wandel der Schuldbewertung im ›Schneekind‹ A und B, in: *ZfdA* 145 (2016), S. 343–356.
- Egerding, Michael: Probleme mit dem Normativen in Texten des Strickers. Vorüberlegungen zu einem neuen Strickerbild, in: *Amsterdamer Beiträge zur älteren Germanistik* 50 (1998), S. 131–147.
- Ehrismann, Otfrid: *der tivel brâhte mich ze dir*. Vom Eheleben in Erzählungen des Strickers, in: Ertzdorff, Xenja von/Wynn, Marianne (Hrsg.): *Liebe – Ehe – Ehebruch in der Literatur des Mittelalters*. Vorträge des Symposiums vom 13. bis 16. Juni 1983 im Institut für Deutsche Sprache und mittelalterliche Literatur der Justus-Liebig-Universität Gießen, Gießen 1984, S. 25–40.
- Ehrismann, Otfrid: *Fabeln, Mären, Schwänke und Legenden im Mittelalter*, Darmstadt 2011 (Einführungen Germanistik).
- Eikermann, Manfred/Reuvekamp, Silvia: *Handbuch der Sentenzen und Sprichwörter im höfischen Roman des 12. und 13. Jahrhunderts*. Band 1: Einleitung und Artusromane bis 1230. Unter Mitarbeit von Agata Mazurek, Rebekka Nöcker, Arne Schumacher und Sandra Theiß, Berlin/Boston 2012.
- Fischer, Hanns/Janota, Johannes: *Studien zur deutschen Märendichtung*. 2., durchges. und erw. Aufl., Tübingen 1983.
- Friedrich, Udo: Spielräume rhetorischer Gestaltung in mittelalterlichen Kurzerzählungen, in: Kellner, Beate [u. a.] (Hrsg.): *Geltung der Literatur*. Formen ihrer Autorisierung und Legitimierung im Mittelalter, Berlin 2005 (Philologische Studien und Quellen 190), S. 227–249.
- Friedrich, Udo: Trieb und Ökonomie. Serialität und Kombinatorik in mittelalterlichen Kurzerzählungen, in: Chinca, Mark [u. a.] (Hrsg.): *Mittelalterliche*

- Novellistik im europäischen Kontext. Kulturwissenschaftliche Perspektiven, Berlin 2006 (Beihefte zur Zeitschrift für Deutsche Philologie 13), S. 48–75.
- Frosch-Freiburg, Frauke: Schwankmären und Fabliaux. Ein Stoff- und Motivvergleich, Göttingen 1971 (GAP 49).
- Gerok-Reiter, Annette: Die ›Kunst der *vuoge*‹: Stil als relationale Kategorie. Überlegungen zum Minnesang, in: Andersen, Elizabeth [u. a.] (Hrsg.): Literarischer Stil. Mittelalterliche Dichtung zwischen Konvention und Innovation. XXII. Anglo-German Colloquium Düsseldorf, Berlin/Boston 2015, S. 97–118.
- Grubmüller, Klaus: Die Ordnung, der Witz und das Chaos. Eine Geschichte der europäischen Novellistik im Mittelalter: Fabliau – Märe – Novelle, Tübingen 2006.
- Grubmüller, Klaus: Schein und Sein. Über Geschichten in Mären, in: Haferland, Harald/Mecklenburg, Michael (Hrsg.): Erzählungen in Erzählungen. Phänomene der Narration in Mittelalter und Früher Neuzeit, München 1996b (Forschungen zur Geschichte der älteren deutschen Literatur 19), S. 243–257.
- Grubmüller, Klaus: Der Tor und der Tod. Anmerkungen zur Gewalt in der Märendichtung, in: Kurt Gärtner [u. a.] (Hrsg.): Spannungen und Konflikte des menschlichen Zusammenlebens in der deutschen Literatur des Mittelalters, Tübingen 1996c, S. 340–347.
- Haferland, Harald: Poetische Gerechtigkeit und poetische Ungerechtigkeit, in: Dimpel, Friedrich Michael/Velten, Hans Rudolf (Hrsg.): Techniken der Sympathiesteuerung in Erzähltexten der Vormoderne – Potentiale und Probleme, Heidelberg 2016 (Studien zur historischen Poetik 23), S. 181–226.
- Haug, Walter: Die Wahrheit der Fiktion. Studien zur weltlichen und geistlichen Literatur des Mittelalters und der frühen Neuzeit, Tübingen 2003.
- Haug, Walter: Entwurf zu einer Theorie der mittelalterlichen Kurzerzählung, in: Haug, Walter/Wachinger, Burghart (Hrsg.): Kleinere Erzählformen des 15. und 16. Jahrhunderts, Tübingen 1993 (Fortuna Vitrea 8), S. 1–36.
- Haug, Walter: Schlechte Geschichten – böse Geschichten – gute Geschichten oder: Wie steht es um die Erzählkunst in den sog. Mären des Strickers, in: González, Emilio/Millet, Victor (Hrsg.): Die Kleinepik des Strickers. Texte, Gattungstraditionen und Interpretationsprobleme, Berlin 2006 (Philologische Studien und Quellen 199), S. 9–27.
- Hübner, Gert: Erzählform im höfischen Roman. Studien zur Fokalisierung im ›Eneas‹, im ›Iwein‹ und im ›Tristan‹, Tübingen/Basel 2003 (Bibliotheca Germanica 44).
- Janz, Brigitte: Parömiologische Untersuchungen zu Kontext und Funktion. Eine Einführung in die Fragestellung, in: Janz, Brigitte (Hrsg.): Sprichwort und

- Literatur im Mittelalter, Berlin 1997 (Das Mittelalter. Perspektiven mediävistischer Forschung. Zeitschrift des Mediävistenverbandes 2), S. 3–4.
- Mieder, Wolfgang: Sprichwort, in: Kleine literarische Formen in Einzeldarstellungen, Stuttgart 2002 (RUB 18187), S. 211–240.
- Millet, Victor: Zum Verhältnis von weltlichem Sinnangebot und geistlicher Moralisierung in drei mittelhochdeutschen Kurzerzählungen, in: Huber, Christoph [u. a.] (Hrsg.): Geistliches in weltlicher und Weltliches in geistlicher Literatur des Mittelalters, Tübingen 2000, S. 273–290.
- Mühlherr, Anna: Fazete Gewitztheit – Witz der Fazetie, in: Haug, Walter/Wachinger, Burghart (Hrsg.): Kleinstformen der Literatur, Tübingen 1994 (Fortuna Vitrea 14), S. 235–246.
- Niederberger, Lukas: Am liebsten beides: Wie man gute Entscheidungen trifft, Ostfildern 2013.
- Nowakowski, Nina: Übersetzungen als Interpretationen mittelhochdeutscher Literatur. Überlegungen zu Verständnismöglichkeiten von Strickers Kurzerzählung ›Der kluge Knecht‹, in: Jones, Lydia [u. a.] (Hrsg.): Scholarly Editing and German Literature. Revision, Revaluation, Edition, Leiden/Boston 2016, S. 231–251.
- Nowakowski, Nina: Sprechen und Erzählen beim Stricker. Kommunikative Formate in mittelhochdeutschen Kurzerzählungen, Berlin/Boston 2018 (TMP 35).
- Ragotzky, Hedda: Gattungserneuerung und Laienunterweisung in Texten des Strickers, Berlin 1981 (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur 1).
- Reich, Björn/Schanze, Christoph: ›narratio‹ und ›moralisatio‹, 2018 (Beiträge zur mediävistischen Erzählforschung, Themenheft 1) ([online](#)).
- Reuvekamp, Silvia: Sprichwort und Sentenz im narrativen Kontext. Ein Beitrag zur Poetik des höfischen Romans, Berlin/New York 2007.
- Scheuer, Hans Jürgen: Schwankende Formen. Zur Beobachtung religiöser Kommunikation in mittelalterlichen Schwänken, in: Strohschneider, Peter (Hrsg.): Literarische und religiöse Kommunikation in Mittelalter und Früher Neuzeit. DFG-Symposion 2006, Berlin/New York 2009, S. 733–770.
- Schiewer, Hans-Jochen: Ludwig, Otto, Heinrich und das ›Schneekind‹. Hofliteratur und Klerikerkultur im literarischen Frühmittelalter, in: Miedema, Nine/Suntrup, Rudolf (Hrsg.): Literatur-Geschichte-Literaturgeschichte. Beiträge zur mediävistischen Literaturwissenschaft. Festschrift für Volker Honemann zum 60. Geburtstag, Frankfurt/M. [u.a.] 2003, S. 73–88.
- Schmitz, Silvia: Die Poetik der Adaptation. Literarische inventio im ›Eneas‹ Heinrichs von Veldeke, Tübingen 2007 (Hermaea 113).

- Schnell, Rüdiger: Erzählstrategie, Intertextualität und ›Erfahrungswissen‹. Zu Sinn und Sinnlosigkeit spätmittelalterlicher Mären, in: Wolfram-Studien XVIII (2004), S. 367–404.
- Scholz, Manfred Günter: Der hövesche got und der Sælden wec. Zwei ›Erec‹-Konjekturen und ihre Folgen, in: Huber, Christoph [u. a.] (Hrsg.): Geistliches in weltlicher und Weltliches in geistlicher Literatur des Mittelalters, Tübingen 2000, S. 135–151.
- Strasser, Ingrid: Vornovellistisches Erzählen. Mittelhochdeutsche Mären bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts und altfranzösische Fabliaux, Wien 1989 (Philologica germanica 10).
- Stutz, Elfriede: Versuch über mhd. *kündekeit* in ihrem Verhältnis zur Weisheit, in: Frühsorge, Gotthardt [u. a.] (Hrsg.): Digressionen. Wege zur Aufklärung. Festgabe für Peter Michelsen, Heidelberg 1984 (Beiträge zur neueren Literaturgeschichte [Dritte Folge] 63), S. 33–46.
- Titzmann, Michael: Strukturelle Textanalyse. Theorie und Praxis der Interpretation, München 1977 (UTB 582).
- Wachinger, Burghart: Kleinstformen der Literatur. Sprachgestalt – Gebrauch – Literaturgeschichte, in: Haug, Walter/Wachinger, Burghart (Hrsg.): Kleinstformen der Literatur, Tübingen 1994 (Fortuna Vitrea 14), S. 1–37.
- Waltenberger, Michael: Situation und Sinn. Überlegungen zur pragmatischen Dimension märenhaften Erzählens, in: Andersen, Elizabeth [u. a.] (Hrsg.): Texttyp und Textproduktion in der deutschen Literatur des Mittelalters, Berlin/New York 2005 (TMP 7), S. 287–308.
- Weidhase, Helmut: Das aktualisierte Lachen. Zum mittelalterlichen Märe vom ›Schneekind‹, in: Möckelmann, Jochen (Hrsg.): Sprache und Sprachhandeln. Festschrift Gustav Bebermeyer, Hildesheim 1974, S. 61–88.
- Winko, Simone: Wertungen und Werte in Texten. Axiologische Grundlagen und literaturwissenschaftliches Rekonstruktionsverfahren, Braunschweig 1991 (Konzeption Empirische Literaturwissenschaft 11).
- Wolbert, Werner: Was sollen wir tun? Biblische Weisung und ethische Reflexion, Fribourg 2005 (Studien zur theologischen Ethik 112).
- Worthmann, Friederike: Literarische Wertungen. Vorschläge für ein deskriptives Modell, Wiesbaden 2004 (Literatur – Handlung – System).
- Ziegeler, Hans-Joachim: Erzählen im Spätmittelalter. Mären im Kontext von Minnere den, Bispeln und Romanen, München/Zürich 1985 (MTU 87).
- Zimmer, Christoph: Die Lügner-Antinomie in Titus 1,12, in: Linguistica Biblica 59 (1987), S. 77–99.

Anschriften der Autoren:

Prof. Dr. Friedrich Michael Dimpel
Department Germanistik und Komparatistik
Lehrstuhl für Ältere deutsche Literatur
Bismarckstr. 1
91054 Erlangen
E-Mail: friedrich.m.dimpel@fau.de

Martin Sebastian Hammer, M.Ed.
Bergische Universität Wuppertal
Lehrstuhl für Allgemeine Literaturwissenschaft/
Ältere deutsche Literatur im europäischen Kontext
Gaußstr. 20
42119 Wuppertal
E-Mail: martin.s.hammer@uni-wuppertal.de